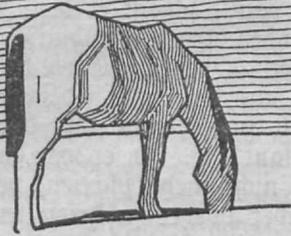


Herzflammen 1928



D. A.

Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Monatlich: 0,30 Kronen, Aus-
land 0,50 Kr., Deutschland 0,60 Rmk., Lettland 0,60 Lat.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenpatte
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsstr. 6.
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Naderstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Einzelnummer 20 Cents.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen
und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne An-
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 18

Reval, 9. Oktober 1928

5. Jahrgang

Der Mann mit der Narbe*).

Von R. Muffo.

Kurz nachdem der Zug Shadow verlassen hatte, begann ich sachte einzunicken. Es war so warm und müßig in der dritten Klasse; trübe brannte eine Talgkerze in der zerbeulten Wandlaterne; eintönig, mit halblauter Stimme unterhielten sich einige Mitreisende im benachbarten Abteil. Draußen stoben die Funken garben ununterbrochen am Fenster vorüber, wirbelten in die Novembernacht hinein und verloschen gleich Sternschuppen. Immer wieder fielen mir die Augen zu, und schließlich mußte ich wohl fest eingeschlafen sein.

„Reidant!“ gröhnte eine Stimme dicht unter dem Fenster. Verschlafen blicke ich umher, doch der Zug beginnt bald wieder sanft weiter zu rollen, ohne Lärm und Gerüttel. Im Osten hat man ja keine Gile. Jetzt sehe ich, daß ich Gesellschaft bekommen habe. Ein Herr hat sich auf der Bank mir gegenüber niedergelassen, qualmt aus einer Stummelpfeife und sieht freundlich und etwas neugierig nach mir hinüber. Er mochte wohl schon einige Zeit da gegessen haben, denn der eigenartige Geruch von Tonkabohne, der von seinem Tabak ausging, war mir im Halbschlaf schon einmal zum Bewußtsein gekommen. — Ich kann Mitreisende nicht ausstehen. Aber auf einer langen und langweiligen Bahnfahrt, da söhnt man sich wohl auch mit ihnen aus. Dann beschaut man sich sein Gegenüber und versucht aus purer Langerweile den Fahrgast zu son-

dieren. Damit habe ich kein Glück. Daß er kein Rechtsanwält ist, sehe ich daran, daß er dritter Klasse fährt und billigen Tabak raucht. Jedenfalls aber ist er ein gebildeter Mann, sonst würde er nicht ein Buch von Bernhard Shaw vor sich liegen haben. Mehr kann ich nicht herausfinden. Er raucht unentwegt. Nun probiert er sein Feuerzeug, es gibt keine Flamme mehr her. „Biest!“ sagt mein Gegenüber und kramt in allen Taschen vergeblich nach Streichhölzern. Ein Landsmann also! Umso besser. Jetzt ist es mit einem Male nicht mehr langweilig, die triste Umgebung erscheint fast anheimelnd. —

„Hier sind Streichhölzer!“ — „Danke! einige ihrer Spitzkis klemme ich mir“, sagt er gemütlich und versorgt seine leere Streichholzschachtel. Offenbar hat auch er in mir den Landsmann erkannt. Das Woher und Wohin ist bald erledigt. Irgendwann haben wir uns schon mal getroffen, wahrscheinlich auf einem der großen Kommerse vor dem Kriege. Wir plaudern über gemeinsame Bekannte, die nicht mehr am Leben sind.

„Aus meinem Bekanntenkreis sind 22 Personen von den Bolschewisten getötet worden“, sagt er ganz sachlich, ohne eine Spur vor Erregung. „Ich selbst bin nur durch Zufall entwischt. Aber ich muß beinahe lachen, wenn ich an die erste Revolution vor 15 Jahren zurückdenke. Was war denn damals viel passiert? Einige Dutzend Pastore, Aerzte und Gutsbesitzer erschossen, 100 Gutshöfe in Brand gesteckt. Ein kleiner Alderlaß, der fünf Jahre später

*) Diese Erzählung erhielt beim Preisausschreiben der „Herzflammen“ den III. Preis.

so gut wie vergessen war. Und wie regte man sich damals auf! Wer spricht heute über die Tausende, die in unserer Heimat, wer über die Hunderttausende, die in Rußland ausgeplündert, verjagt, erschossen sind? Als ob das so und nicht anders sein mußte. Glauben Sie mir, die Menschen sind so anders geworden mit dem Kriege, so gänzlich anders. Ich sehe das an mir selber. Schon 1906 war ich gegen Schreckensnachrichten abgestumpft. Ich war damals für einige Wochen nach Deutschland gereist. Im Eisenbahnzuge war ich in eine größere Gesellschaft geraten, die sich aufgeregt über eine Mordtat unterhielt. Ein Zahnarzt war irgendwo zwischen Hamburg und Berlin im D-Zuge ermordet und beraubt worden. Ich verstand einfach nicht die Erregung der Leute und glaubte, es müßten noch besondere Begleitumstände dabei sein. Man empörte sich über meine Gleichgültigkeit, als ich ganz naiv fragte, was denn dabei Besonderes wäre, wenn man ein Zahnarzt ermordet würde. — Glauben Sie mir — heute regt sich auch in Deutschland kein Mensch mehr über einen Mord auf. Wenn man erzählt, daß Hunderttausende in Rußland erschossen worden sind, und daß fortgesetzt Leute dort erschossen werden, dann sagt man: „Ach nu! na ja in Rußland!“ — Grabsjo, wie wenn Sie vor dem Kriege dort erzählt hätten, daß in irgend einer russischen Stadt fünf Menschen an der Cholera erkrankt seien. — Hier ist Lanow, und jetzt fahren wir gleich über die Wiljabrücke. Nun habe ich noch gut anderthalb Stunden Zeit zum Schwatzen.“

Er schwieg und stocherte in seiner Pfeife, stopfte sie von neuem und qualmte wieder los. Worauf er in seiner lebhaften und eindringlichen Art zu plaudern fortfuhr.

„Sie müssen aber nicht denken, daß ich etwa Rohheiten oder Mißhandlungen ansehen kann. Es sind nur die Zahlen und Nachrichten, gegen die ich abgestumpft bin. Wenn ich sehe, daß jemand mißhandelt wird, ein Kind zum Beispiel, so kann ich in einen unzurechnungsfähigen Zustand geraten. Ich habe mir dadurch schon die größten Unannehmlichkeiten zugezogen. In Berlin, zum Beispiel, wo ich eine Zeitlang meinen Wohnsitz hatte, da bekommt man allerhand zu sehen, auch wenn man nichts sehen will. Gehe ich da an einem heißen Sonntag-nachmittag durch eine wenig belebte Vorortstraße. Mitten auf dem Fahrweg kommt mir eine Familie entgegen. Gewöhnliche Sonntagsausflügler, einfache Leute. Voran die Mutter mit zwei oder drei größeren Kindern, dicht hinterher der Vater. Ein richtiger, feister Knot, wissen Sie, — Fleischermeister, Schankwirt oder Ähnliches, die Sonntagszigarre im Munde, zufrieden mit sich und der Welt. Da sehe ich etwas, was ich noch nie gesehen habe und hoffentlich auch nie wieder sehen werde. Neben dem Mann tragt ein kleines, mageres Bürschchen. Ja, er tragt, denn er konnte nicht mit Schritt halten. Ein rognäßiges, bleiches, wimmerndes Bürschchen.

Es wimmert und heult und macht von Zeit zu Zeit einen kleinen verzweifolten Hops. Der Vater schmunzelt vergnügt und dampft seine Zigarre. In der Rechten hat er eine lange, biegsame Weidengerte, und damit schlägt er den Jungen über die nackten Beinchen. Ganz rhythmisch. Alle 4—5 Schritte — klitsch! — geht die Gerte dem Jungen über die Waden, und der macht jedesmal einen kleinen verzweifolten Hops und stößt dabei einen heiseren Jammerlaut aus. Ja, er war ganz heiser, er konnte einfach nicht mehr schreien, verstehen Sie! Wie muß er aber vorher geschrien haben! — Ich weiß gar nicht, wie mir geschah, aber ich befand mich plötzlich dicht hinter dem Dicken, wie von einer magischen Gewalt angezogen. Als wäre es heute geschehen, so genau erinnere ich mich unwesentlicher Einzelheiten. Die pralle Sonne, der lange Fahrweg, einige Radfahrer, drei Frauen schwatzend vor einem Bäckerladen, dicht vor dem Dicken die Frau mit den größeren Kindern. Diese Menschen haben doch auch Augen, denke ich, — sehen sie denn nicht dasselbe, was ich sehe? Mit einer Art Neugier bleibe ich dem Dicken dicht auf den Fersen. Wann wird er aufhören, denke ich immer wieder. Er hört aber nicht auf. Der Schlag, der Hops und der Jammerlaut wiederholen sich, als ob es sich von selber verstünde. Ich sehe die mageren verstaubten Beinchen des Jungen kreuz und quer mit braunroten Striemen bedeckt. Und der Dicke raucht und lacht und läßt die Gerte immer wieder pfeifend durch die Luft gehen. Sehen Sie — und nun weiß ich tatsächlich nicht mehr recht, was geschah. Das heißt, ich weiß, daß ich den Dicken geschlagen habe, denn er wich immer wieder laut schreiend vor mir zurück, sein Hut lag im Straßentaub, ein Dutzend aufgeregter Menschen umgab uns. Mir taten der Arm und die Schulter weh und von meinem Spazierstock war nur noch die Hälfte übrig. Also habe ich ihn geprügelt, oder richtiger — eine höhere Macht hat ihn durch mich geprügelt, denn ich habe keinen Entschluß gefaßt, ihn zu hauen. Ich mußte es einfach tun, sonst wäre ich zerplatzt — ich tat so wie im Traum. Glauben Sie mir, ich hatte einige Unannehmlichkeiten. Wir mußten zur Wache. In mir war aber auch ein Gefühl ganz unbändiger Befriedigung und Erleichterung. Meine Verteidigung vor dem Wachtmeister fiel ganz matt aus. Gegen den Dicken, der mit verschwollenem Auge und zerrissenem Hemdkragen da stand, empfand ich nicht den geringsten Zorn, nur grenzenlose Gleichgültigkeit. — Die Zeugen stritten darüber, ob ich betrunken oder verrückt sei. Ich bin aber der Meinung, daß ich vernünftig und gerecht gehandelt habe, wenn auch nicht aus eigenem Entschluß heraus. Wie wäre denn die wundervolle Freude sonst zu erklären, die ich nachher empfand? Diese Freude wurde zwar bald gedämpft, denn ich bekam mächtig zu gloken, und monatelang habe ich den allerscheußlichsten Tabak rauchen müssen, um mit meinem Gelde zu langem“.

(Fortsetzung folgt).

Das Recht der Tiere.

Von Manfred Ryber.

In unserer heutigen Kulturwende macht sich immer hörbarer und dringender die Forderung nach dem Recht der Tiere geltend. Allzu lange hat eine vom einseitigen Nützlichkeitsungeist geleitete Menschheit dieses Recht mit Füßen getreten und im Tiere nichts weiter als ein Objekt der Ausnutzung und Raubgier gesehen, nicht mehr das brüderliche Geschöpf, das gleich uns im Weltgeschehen eingegliedert, den mühsamen Weg seines diesseitigen Daseins wandert. Alte Hochkulturen, wie die indische, der alles Leben heilig war, oder auch die ägyptische, der viele Tiere geweiht galten, dachten anders und besser über ihre Mitgeschöpfe als unsere heutige, zu Unrecht gerühmte Scheinkultur. Einseitige Überspannung der Technik, des rein Nützlichen und Verstandesgemäßen hat unser Dasein entgeistert, hat es gefühllos und naturfern gestaltet und damit menschenunwürdig, denn niemals kann ein wirkliches Menschentum sich von der Natur abtrennen, ohne daß solche Isolierung ins Untermenschliche hinabführt, und auf diesem Wege ist unsere Zivilisation weit genug gegangen, so weit, daß ein Weitergehen das Chaos bedeuten würde. Wir sind dieser Schöpfung eingeordnet, nicht übergeordnet, und wir werden ein neues und besseres Menschentum nur erreichen, wenn wir die Gemeinsamkeit alles Lebens begreifen und heiligen. Ohne Naturnähe ist eine wahre Kultur undenkbar, und darum sind auch vor allem Tierschutz und Kultur untrennbare Begriffe.

Alexander v. Humboldt sagt: „Grausamkeit gegen Tiere ist eines der kennzeichnendsten Laster eines niederen und unedlen Volkes. Wo man ihrer gewahr wird, ist es ein sicheres Zeichen der Unwissenheit und Roheit, welche selbst durch alle Zeichen des Reichtums und der Pracht nicht übertüncht werden kann. Grausamkeit gegen Tiere kann weder bei wahrer Bildung noch bei wahrer Gelehrsamkeit bestehen.“ Diese Worte kann heute kein Volk aussprechen, ohne sich selbst als niedrig und unedel zu bezeichnen — und das mit vollem Recht und im weitesten Umfang. Dem Tier gegenüber sind heute alle Völker mehr oder weniger Barbaren, es ist unwahr und grotesk, wenn sie ihre vermeintlich hohe Kultur bei jeder Gelegenheit betonen und dabei tagtäglich die schrecklichsten Grausamkeiten an Millionen von wehrlosen Geschöpfen begehen oder doch gleichgültig zulassen. Können wir uns wundern, daß diese sogenannten Kulturvölker immer mehr einem furchtbaren Weg des Abstiegs entgegenwandern? Man klagt über die verworrene Lage, in die unsere Zivilisation geraten ist, man leidet unter ihr — aber hat man ein Recht zu klagen, wenn man selbst unzählige Gemeinheiten an Mitgeschöpfen verübt, die uns so ähnlich geartet sind, die Freude und Schmerz, Elternliebe und Kindesgefühl kennen wie wir, die ein Recht ans Leben und ein Recht an diese Welt haben, wie wir auch? Romain Rolland sagt: „Wenn der Mensch so viel Leiden schafft, welches Recht hat er dann, sich zu beklagen, wenn er auch selbst leidet?“ Es hat keinen Wert, eine Kultur zu preisen, wenn wir

sie noch gar nicht haben, und wenn unsere heutige verkommene Nützlichkeitszivilisation nicht wieder Achtung vor der Natur lernt und die ungezählten Barbareien an den Tieren beseitigt, dann ist sie es wert, zugrunde zu gehen.

Roheit gegen das Tier führt zur Roheit gegen den Menschen und letzten Endes zum Kampf aller gegen alle, zum Chaos eines untermenschlichen Satanismus. Nahe genug ist ihm unsere heutige Zivilisation gekommen, und die Forderung auf das Recht der Tiere, die heute aus so vielen Reihen erhoben wird, ist nicht mehr und nicht weniger als die Forderung, das verloren gegangene Menschentum wieder herzustellen. Denn Menschen, die in ihren lebendigen Mitgeschöpfen nichts als eine Ware für ihren Eigennutz sehen, sind keine Menschen mehr, sondern mechanisierte Nützlichkeitslarven, und das Stigma dieser furchtbaren untermenschlichen Gesinnung trägt unsere Zeit in einem grauenerregenden Maße.

Es würde ein ganzes Werk ergeben, wollte man untersuchen, wie es möglich war, daß sich eine Menschheitsentwicklung so sehr ins Naturferne verlor. Wesentlich war hier sicher die einseitige Ausbildung des Verstandesdenkens, der unspirituellen niederen Logik, die von keiner Intuition getragen wurde. Eine solche Ausbildung war an sich notwendig, aber sie ist überspannt worden, und man tut gut daran, die Propheten dieser Verstandesweisheit zu erinnern, daß mit ihr kein Kunstwerk geschaffen wurde, und kein Fortschritt der Menschheit über ein rein praktisches Ergebnis hinaus erzielt werden konnte und kann. Solche Werte vermag allein wirkliche Spiritualität zu schaffen, der der Verstand stets etwas Untergeordnetes war, die höchste Vorstufe zu dem, was eigentliches Denken und Gestalten ist. Es ist heute die höchste Zeit zur Umkehr und zur Einkehr in Ewigkeitswerte. Ist es nicht erstaunlich, daß gerade die Menschen des Westens, der europäischen Zivilisation in ihrem ganzen Horizont nicht über die wenigen Jahre ihres diesseitigen Lebens hinauszusehen vermögen? Daß sie sich ganz so einrichten, als wäre dieses flüchtige Dasein alles, für das allein sie schaffen und überlegen und sich alle Vorteile sichern wollen, als stünde nie die Stunde bevor, wo der Tod das abschneidet, was diese Leute für immer zu bauen glaubten? Dieser materialistische Mangel des Jenseitsgefühls, der Verantwortung für eine Konstanz des Lebens ist vielfach auch schuld an der furchtbaren Barbarei den Tieren gegenüber, an der schrecklichen NützlichkeitsEinstellung zur Natur als Ware, als Ausnutzungsobjekt. Aber diese ganze Einstellung ist nicht ethisch untermenschlich, sie reicht auch nicht aus, das Problem des Daseins der Völker und der einzelnen Menschen wieder in gesunde Bahnen zu bringen. Es ist eine jämmerliche Philosophie im Vergleich zum Denken der alten Hochkulturen, eine Froschperspektive, die eine Verirrung nach der anderen erzeugt.

Diese Gesinnung bringt es auch mit sich, die furchtbare Gefahr unserer Naturferne und die eigentlichen Ursachen unserer mechanisierten Zivilisation möglichst zu verschleiern. Aus dieser Gesinnung, die in allem nur Ware und Raubobjekt sehen will, sind auch die vielen Bequemlichkeitseinwände gegen den Tierschutz entstanden, auf die es in Kürze noch einzugehen lohnt. Man sagt, um die Augen zu schließen vor all dem Elend der Tiere, das man schamlos verursacht, der Tierschutz sei sentimental, das Leben sei ein Kampf, und wie die Duzendphrasen billigen Denkens sonst noch heißen mögen. Das Leben ist gewiß ein Kampf von Dunkel und Licht, aber ist die Vergewaltigung und Folterung wehrloser Geschöpfe ein Kampf? Eher ist sie eine Feigheit, was man gerade den allzuvielen Kraftschreibern nicht genug vorhalten kann. Männlichkeit und Roheit ist nicht dasselbe, sondern das eine das Gegenteil des anderen. Zum wirklichen Kampf für Fortschritt und Menschentum gehört mehr Kraft und Mut, als diese Krakeeler alle zusammen jemals aufbringen würden. Und wenn man schon die Notwendigkeit des Tierschutzes einsieht, so wendet man doch gerne ein, die Menschen gingen eben vor und man könne nicht allen helfen. Gewiß kann man das nicht, heute jedenfalls nicht, aber nach diesem Grundsatz dürfte man Männern erst helfen, wenn allen Frauen geholfen wäre, und Frauen erst helfen, wenn alle Kinder versorgt wären. Solche Bequemlichkeitsphrasen ergeben, folgerichtig weitergedacht, eine absolute Narrheit. Das Leben ist eine Gemeinsamkeit, die man nicht beliebig in Verwaltungskanzleien abtrennen kann — wie will man, um nur ein Beispiel herauszugreifen, eine nur einigermaßen anständige Jugend heranziehen, ohne ihr Achtung vor der Natur und dem Tier, Achtung vor dem Schwächeren und Wehrlosen als ersten Grundsatz des anständigen Menschen einzuprägen? Oder man sagt ferner, der Tierschutz sei zwar sehr notwendig, aber man sei durch den Weltkrieg und seine Folgen verarmt, man habe kein Geld mehr für solche Zwecke. Traf das auch vor dem Weltkriege zu? Gewiß nicht. Und auch heute trifft es nicht zu, denn wenn die Völker von den Tausenden von Millionen, die sie jährlich für unnütze, sogar schädliche Dinge ausgeben, nur eine einzige für den Tierschutz bereitstellen wollten, so wäre ihm damit eine Hilfe erwiesen, die er noch niemals empfing. Vor allem aber ist ein Volk, das für seine wichtigsten ethischen Forderungen kein Geld mehr übrig hat, überhaupt verloren. Man kann diese Tatsache nicht ernst genug nehmen. Aber man muß auch den Mut haben, ihr ins Auge zu sehen, und man muß den Mut aufbringen, ein neues Menschentum zu vertreten auch gegen eine johlende Massenmeinung und gegen den Dünkel und den Nützlichkeitsungeist der Cliques, die uns nun wahrhaftig tief genug ins Elend gebracht haben mit ihrer famosen Zivilisation.

Es ist leider unmöglich, alle die furchtbaren Verbrechen am Tier, die täglich begangen werden, im Rahmen kurzer grundsätzlicher Ausführungen auch nur aufzuzählen. Ich habe sie ausführlich in meinem Buche „Tierschutz und Kultur“ behandelt (Verlag von Grethlein & Co., Leipzig, Zürich), das zum Herstel-

lungspreis erschienen ist und keinen anderen Interessen dienen soll, als denen der mißhandelten Tierwelt und unseres verlorenen Menschentums. Ich schrieb es, ohne einer Partei oder Clique angehörig zu sein, aber auch ohne eine zu fürchten und ohne auf eine Rücksicht zu nehmen. Wir brauchen das Bekenntnis zur vollen Wahrheit auf diesem Gebiet und sonst nichts.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die ganze menschliche Gesellschaft der letzten Jahrhunderte in dieser Frage versagt hat. Wir müssen zugeben, daß vor allem auch die Schule, die Kirche und die Behörden darin versagt haben. Wir müssen von den Behörden, von den Abgeordneten und den gesetzgebenden Körperschaften endlich ein menschenwürdiges und anständiges Tierschutzgesetz fordern, das wir bisher nicht haben. Ein Gesetz, das die Tiere als Wehrlose und Unmündige schützt, das nicht nur jede Behörde, verpflichtet, gegen Tiermißhandlungen einzuschreiten, weil sie eine Entwürdigung des Menschen und eine Schande für ein Volk und seine Kultur sind. Wir müssen von den Schulen verlangen, daß sie weit mehr als bisher den Tierschutz und die Naturnähe heranzubilden an Stelle sehr einseitiger wissenschaftlicher Kenntnisse, die, so weit sie auch gekommen sein mögen, noch nicht im entferntesten ausreichen, uns eine Weltanschauung zu vermitteln oder gar das Geheimnis des Daseins zu erklären. Achtung vor dem Leben müssen wir lernen, denn wir stehen selbst mitten in diesem Leben drin, ohne es zu begreifen und ohne es zu beherrschen.

Das Gleiche gilt für die Kirche. Man braucht nur an Franziskus von Assisi zu denken, einen der größten Geister, die diese Welt jemals sah, der die Tiere seine Geschwister nannte und sie mit dem Zeichen des Kreuzes segnete. Oder man mag sich an Luther erinnern, der in allem die Abwesenheit schaute. Eine Ethik, die sich gerade der Wehrlosen nicht annimmt, ist überhaupt keine, ist nichts als ein bunter Faden, nichts als eine schäbige Nützlichkeitsmoral, ein Requisite der Geldgier und des Materialismus unserer heutigen Zivilisation. Wir haben übergenug an diesen billigen Kulissen. Was wir brauchen, dringend brauchen, ist ein wirkliches und naturnahes Menschentum, das uns allen wieder ein lebenswertes Dasein bringt, und das ist ohne Achtung vor allem Leben und damit ohne Tierschutz undenkbar. Alle großen Geister aller Zeiten fühlten sich den Tieren geschwisterlich verbunden, so daß man ruhig sagen kann, es ist ein Zeichen menschlicher Niedrigkeit, das nicht zu tun. Und man muß erstaunt fragen, mit welchem Recht sich die Vielen, die keine großen geistigen Leistungen aufzuweisen haben, hochmütig über das Tier zu stellen erlauben, das allen wirklich Großen Bruder war und Bruder ist? Es ist Zeit, daß in unseren Automatismus wieder etwas vom Geheimnis des Grales einfließt, und alle, die überhaupt noch Menschen sind, begreifen, daß nur erlöst und befreit werden kann, wer andere erlösen und befreien hilft. Von solcher Erlösung und Befreiung die Tiere auszuschließen, wäre Wahnsinn und Verbrechen, denn wir alle sind Kinder einer Einheit,

und Weltgesetze und Weltgeschehen verbinden alle Kreatur miteinander in der Kette der Dinge. — „Alle Wesen sehnen sich nach Glückseligkeit, darum umfange mit deiner Liebe alle Wesen,“ lehrt Gotama Buddha, und „ein jedes Wesen in Bedrängnis hat gleiche Rechte auf Schutz“, sagt Franziskus von Assisi. Und auch Christus „war bei den Tieren und die Engel dienten ihm“.

Das ist wirkliches, spirituelles, vergottetes Menschentum, und eine Menschheit, die sich davon los-sagt, ist keine Menschheit mehr. Sie soll sich über ihren Untergang nicht wundern. Eine Menschheit, die das Recht ihrer wehrlosen Mitgeschöpfe nicht anerkennt, hat selbst ihr eigenes Recht und ihr eigenes Dasein verwirkt. Die Menschheit allein, die geschwisterlich das Recht der Tiere wie ihr eigenes kennt und achtet, wird, gottnahe und naturnahe, der Träger einer kommenden Kultur sein.

Warum?

Es ziehen die Sterne die Weltenbahn
Kalt glitzernd, fremd und stumm.
Gesetzen der Ewigkeit folgend,
Ziehn sie dahin. — — Warum?

Es wandern die Wasser ohn' Unterlaß,
Sie schäumen und branden dahin
Und wissen auch nicht, woher sie gekommen,
Und wissen nicht — wohin? —

Es werden die Menschen, sie leben, vergehn,
Wie Blätter im Winde verflattern, verwehn.
Sie hoffen und sehnen und leiden stumm
Und werden zu Erde, zu Nichts. — Warum?

Edith B.

Sommernacht.

Tiefes Dunkel, tiefes Schweigen —
Weiden sich im Windzug neigen.
Geheimnisvoll erhebt der Tann —
Ein Vogelschrei nur dann und wann,

Des Echos ferner Wiederhall,
Dann wieder Ruh. — Im dunklen All
Zitternd fahles Dämmerlicht —
Ew'ger Sterne Rätselgesicht.

Des blassen Mondes Zauberschein
Süllt den Wald in Schleier ein.
Schwarz und dunkel liegt der See
Wie verborgenes, tiefes Weh.

Es streicht der Wind durch das Röhricht im Moor, —
Wie Geisterstimmen so rauscht es empor,
Wie der Menschheit uralte Frage,
Unerfüllter Sehnsucht Klage.

Dunkle Trauer träumeschwer
Breitet ihre Schatten her...
Auf weichen Sohlen leis und facht
Schreitet Märchen durch die Nacht.

Edith B.

Zwei Welten*).

Es gibt zwei kleine, wahre, moderne Geschichten, die beide von einem Waschbottich handeln, und die einzeln bloß unbedeutende Anekdoten sind, zusammen aber eine tiefe Lehre enthalten.

Ein kleines, heffisches Bauernmädchel fragt seinen Bruder: „Wo hat der Vater den neuen Waschbottich her?“ — „Ach, sagt das Brüderchen, „er ist bloß tiefer in den großen Wald hineingegangen, da gibt es einen Baum, an dem die Waschbottiche an den Zweigen hängen, wie in unserem Garten die Äpfel.“

Und die zweite Geschichte handelt von einem kleinen Berliner Dienstmädchen, das nach Hause kam und der Hausfrau erzählte, wo die Waschbottiche „gemacht werden, habe ich heute gesehen. Aber wie wird denn das Holz gemacht?“ „Das Holz“, antwortete die Hausfrau, „das nimmt man von den Bäumen, wie sie draußen im Tiergarten stehen.“ „Aber wo macht man denn die Bäume?“ erwiderte die Kleine. „Die werden gar nicht gemacht, die wachsen von selbst.“ — „Ach was“, antwortete die kleine Berlinerin, „irgendwo werden sie auch schon gemacht werden.“

Leben sie nicht in zwei verschiedenen Welten, so entfernt wie der Mars von der Erde, diese beiden kleinen deutschen Kinder, der heffische Bauernbub und das Berliner Stadtmädchen? In der einen Welt entsteht alles von selbst, und in der anderen wird alles gemacht.

In der Welt, wo alles entsteht, sind die Leute, die sich mit dem Machen der Dinge abgeben, lächerlich. Sie sind blind und sehen das Wesentliche nicht, den Zusammenhang des großen, wunderbaren Gesamtwerdens.

In der Welt, in der alles gemacht wird, sind die Leute, die auf das Entstehen warten, unglücklich. Denn von allen Seiten ruft man ihnen zu: „Seid doch keine Träumer, keine Faselhänse, greift zu und macht etwas Neues!“

Breisausschreiben

zur Erlangung von Entwürfen für eine Umschlagszeichnung des Baltischen Jahrbuchs.

Nach sorgfältiger Sichtung und eingehender Prüfung der aus Lettland, Estland und Deutschland eingekommenen insgesamt 23 Entwürfe kam die Preisrichterkommission im Bestande der Herren: Vizepräsident der Deutsch-Baltischen Volksgemeinschaft Hr. von Samson (in Vertretung von Herrn W. von Rüdiger), Architekt Heinz Pirang, Dr. R. Wittram zu folgendem Ergebnis: mit dem ersten Preise den Entwurf „Schild“, mit dem zweiten Preise den Entwurf „O Heimatland...“ auszuzeichnen. Träger des ersten Preises ist somit Herr Albert Gebhardt, Träger des zweiten Preises Herr Artur Timm, beide in Riga, geworden.

*) Aus dem Buche: Bausteine einer biologischen Weltanschauung, von Jakob von Uexküll.

Sport, Turnen, Spiel und Wandern.

Die Schar.

Spürt ihr, was in dem Worte „Schar“ liegt? Da liegt ein Stück Unterordnung, ein Stück Kampf und ein Stück Gemeinschaft drin. Gruppe — Horde — Riege — Ring — Abteilung — Verein — alles dies ist anders. Der Begriff „Fähnlein“ kommt der „Schar“ noch am nächsten.

Die Schar als Ganzes soll Bahnbrecher, Vorbote eines Neuen sein. Daher ist das Wesen der Schar nicht die Masse, sondern die Auslese. Ist der Weg der Schar gut, so drängt die Masse schon von selbst nach.

Worauf baut sich die Schar auf? Gefolgschaft heißt das eherne Wort. Gefolgschaft leisten heißt zweierlei: Verzicht und Tun. Beides ist nicht leicht und erfordert ganze Kerle.

Verzicht aufs Ich ist zugleich der Verzicht darauf, Vertreter seines Standes, Ortes, seiner Anschauung zu sein. Viele können dies nicht, sie können daher wohl Träger eines Vereins, doch nicht einer Schar sein.

Ein Tun ist mehr als Beitrag zahlen, als Geschäfte erledigen. Es ist ein drängendes Wollen, ein Einsatz des ganzen Scharmenschen, nicht als Mitglied, sondern als Träger. Der Schargedanke kennt keine Mitläufer, keine „Passiven“, keine Gegenkräfte, denn über Allem steht das Eine: Gefolgschaft. „Der Verein bietet, die Schar fordert. Der Verein besteht, die Schar lebt.“ So sagte uns Ernst Seibl in seinen Morgensprachen über den Schargedanken.

Wo finden wir die Schar? Teils bewußt, teils

unbewußt trat, besonders in Notzeiten, der Schargedanke hervor. Ich denke z. B. an die Freischaren von 1813, an die Turnerwehren von 1848, an einzelne Riegen oder Vorturnerschaften, an die Helden von Langemark, an die Spiel- und Werksscharen der Jugendbewegung, auch an die Wutzdorfer Lagerfschar. Heil euch, in denen der Schargedanke wieder auflebt, in denen die Kraft zur Gefolgschaft, zum Scharmenschen steckt. Wir wollen den hohen, harten Schargedanken heilig halten. (Aus „Turnerjugend“.)

Radausbohren.

Eine gute, gar nicht so leichte Turnspiellübung:

Bier, sechs oder acht Spieler stellen sich zu einem Kreis auf, zählen zu zweit ab, fassen sich bei den Händen und beginnen rasch nach links herumzulaufen. Auf Kommando „eins“ springen, ohne die Hände loszulassen, alle Buben mit ungerader Nummer in den Kreis, auf „zwei“ alle mit geraden Nummern. Ihre Füße kommen in der Mitte zusammen, gehalten werden sie im Liegehang von ihren beiden Nachbarn. Der Wechsel muß schnell vorsichgehen. (Aus „Turnerjugend“.)

Das 14. Deutsche Turnfest in Bild und Wort.

Im Verlage von Paul Eberhardt, Leipzig C 1, Königstr. 19, ist unter obigem Titel ein Erinnerungsalbum erschienen, das 60 schöne photographische Aufnahmen vom „gewaltigsten aller Turnfeste“ enthält. Der Preis beträgt Rm. 2.50.

Deutsches Kolonistenlos in Südbrafilien.

D. N. S. Man schreibt uns:

Die Kolonie Boa Vista in Rio Grande do Sul wurde in den Jahren 1911—12 gegründet. Die Landgebiete gehörten der brasilianischen Regierung, die auch selbst die Kolonisation übernahm. Geplant war, im ganzen Komplex (etwa 1.400 qkm) nur deutsche Einwohner anzusiedeln. So wurden drei Stadtplätze (Grechim, Boa Vista und Varro) mit mehr als 3.000 deutschen Familien besiedelt. Der größere Teil waren Bayern und überwiegend Fabrikarbeiter. Handwerker waren wenige unter ihnen zu finden und noch weniger Landarbeiter oder gar Bauern. Die Kolonien, die die Regierung anbot, waren zu jener Zeit äußerst billig, der Boden sehr gut; zudem war denjenigen, die auf ihre Kolonie nur eine Anzahlung leisten konnten, Gelegenheit gegeben, den Restbetrag durch geleistete Straßenarbeiten abzuzahlen. Die Regierung war in jeder Beziehung anerkennenswert um das Wohl der Einwanderer fürsorglich bedacht. Sie gewährte ihnen Unterstützungen in Geld, Lebensmitteln und Geräten. Durch Vermessungen, Straßenbauten usw. war für lohnende Beschäftigung hinreichend gesorgt. So schien der Anfang die beste und glücklichste

Kolonisation im ganzen Staate zu verheißen. Waren die Ansiedler auch den neuen Verhältnissen und dem neuen Berufe fremd, hatten sie auch manche bittere Entbehrungen in Lebensweise und Nahrung zu erleiden, und sehnten sich auch alle schon in den ersten Tagen nach der lieben Heimat zurück, so griffen sie doch gleich tüchtig zu, begannen mit ganzem Eifer zu arbeiten und zu schaffen, daß es eine rechte Lust war, nach kurzer Tätigkeit das neuerworbene Land zu schauen. In den Stadtplätzen, in denen die Deutschen enger beisammenwohnten, begann sich auch ein reges gesellschaftliches Leben zu entwickeln, das die Leute allsonntäglich zu frohem Sang und zu Tanz zusammenführte. Man war gezwungen zu lernen, mit dem Bescheidensten vorlieb zu nehmen und sich in allem einzuschränken. Und dieses ständige Versagen beliebter und alter Gewohnheiten und Bequemlichkeiten machte viele zu ernstern, schaffensfreudigen Kolonisten. Ihre wirtschaftliche Lage begann sich schon in den ersten Jahren sichtlich zu bessern, zählten die meisten doch schon einen Viehbestand von etwa 20—30 Schweinen, 2—3 Kühen, Pferden usw. Trotz mangelhafter Straßen und geringen Absatzes hatte jeder soviel, wie er zum täglichen Leben brauchte.

Doch dieser erfreuliche Fortschritt dauerte bedauerlicherweise nicht lange. Störende Faktoren, wie Einwanderung von Italienern und schlechten Elementen, willkürliches und ungerichtetes Regime der Verwaltungsbeamten, törichtes Gerede von besseren und günstigeren Kolonisationsgebieten u. a. m. ließen die Entwicklung der Ansiedlung einen erheblichen Rückschlag erleiden. In den Jahren 1913—14 ergriff die Kolonie eine wahre Abwanderungspanik. Mehr als die Hälfte der deutschen Ansiedler verkaufte ihre Kolonien um einen Spottpreis und verlor sich bis Argentinien und Chile. Einige von ihnen kehrten nach Jahren zurück und bereuten bitter, damals so unklug davongelaufen zu sein. Die veräußerten Kolonien erwarben überwiegend Italiener, die von Jahr zu Jahr immer mehr festhaft wurden, so daß heute in dem ehemals rein deutschen Siedlungsgebiet Italiener am häufigsten anzutreffen sind. Der Italiener hat eben als Kolonist hier in Brasilien dem Deutschen zähes Aushalten und beispiellose Sparsamkeit voraus. Die deutschen Siedler, welche blieben, heute etwa 1.000 Familien, sind fast alle zu gewissem Wohlstand gelangt und spielen besonders in den Stadtplätzen wirt-

schaftlich eine nicht unbedeutende Rolle. Der Deutsche ist fleißig, strebsam und ehrlich, darum auch von den anderen Nationen geachtet. Ein Deutscher sein, bürgt hier für ehrliche und gediegene Gesinnung.

Leid und Freud der Auslandsdeutschen.

124. Die Organisation des Deutschtums in Südjlawien hat in letzter Zeit Fortschritte gemacht. So wurde ein Deutscher Sängerbund gegründet, ein Landesverband der Turnvereine und ein Verband der Volksbüchereien.

125. In Bessarabien gibt es 125 deutsche Gemeinden mit 64.584 Seelen. Diese 125 Dorfgemeinden müssen von nur 12 Pfarrern bedient werden, so daß auf einen Pfarrer durchschnittlich rund 5.600 Seelen entfallen.

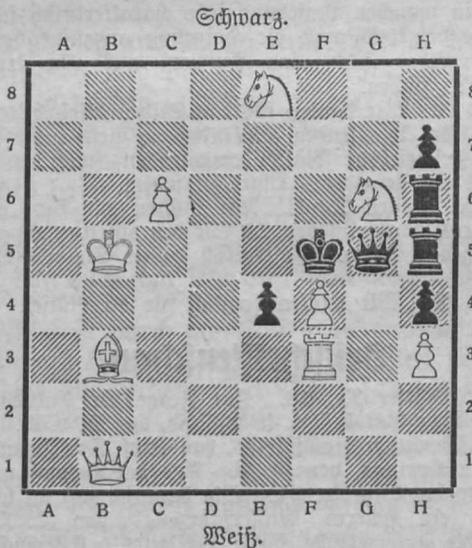
126. Im Jahre 1927 wanderten aus Deutschland in überseeische Länder 61.379 Personen aus, d. h. rund 4.000 weniger als im Jahre 1926. Von diesen gingen 96% nach Amerika, fast 3% nach Afrika und nur 1% nach Asien und Australien zusammen.

Schach.

Geleitet von A. Burmeister.

Aufgabe Nr. 13.

Von W. Wifenas (Reval).



Weiß: Kb5, Db1, Tf3, Bb3, Se8 und g6, Bc6, f4 und h3.
Schwarz: Kf5, Dg5, Th5 und h6, Be4, h4 und h7.
Weiß zieht an und setzt in z w e i Zügen matt.

Der Verfasser der oben abgedruckten Aufgabe, der Oberprimaner des Revaler russischen Amoretti'schen Gymnasiums Wl. Wifenas ist bekanntlich der jüngste Schachmeister Revals. Er erhielt im Altestländischen Schachturnier der Mittelschulen in Jellin (Januar 1928) den ersten Preis. Bereits vor zwei Jahren wurde eine von ihm verfaßte Schachaufgabe im Jubiläums-Problemturnier des Revaler Deutschen Schachvereins mit dem zweiten Preise gekrönt. Der Titel eines Schachmeisters von Reval wurde ihm im Frühjahr 1928 zuerkannt.

Lösung der Aufgabe Nr. 10 von F. Apscheneef.

- 1. Db2—b5, Ka7:b8,
- 2. E d8—e6 setzt matt.
- 1. (Db2—b5), Tod. L zieht, 2. D setzt matt. 1. (Db2—b5), b7—b6, 2. Eb8—e6 setzt matt.

Richtige Lösungen sandten ein: B. Kerner, stud. techn. B. Tepack, Eugen Lotzkat, Ewald Karp, Oskar Treumann und Gunnar Friedemann (Reval), G. Baron Knorring (Udenfüll), Boris Lemoniuss (Wifenas — Dänemark).

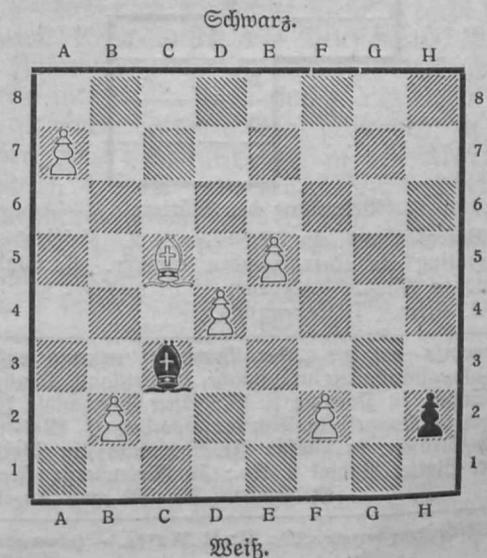
Damespiel.

Geleitet von A. Burmeister.

Aufgabe Nr. 16.

Von Ewald Karp (Reval).

Original der „Herdf l a m m e n“.



Weiß.

Weiß: Dame e5, einfache Steine a7, b2, d4, e5 und f2.

Schwarz: Dame e3, einfacher Stein h2.

Weiß zieht an und beraubt den schwarzen Stein h2 (nach Abtausch der Damen) der Bewegungsfreiheit.

Lösung der Aufgabe Nr. 11 von P. Karp.

- | | |
|-----------|------------|
| 1. f6—g7, | f8:h6, |
| 2. a1—b2, | h6—g5, |
| 3. g3—f4, | g5:e3:c1d, |
| 4. d5—b4, | a7:c5:e3, |
| 5. b4—d2, | e3—f2, |
| 6. g1:e3. | |

Richtige Lösungen sandten ein: Georg Pärnpuu, K. Meikoff und Gunnar Friedemann (Reval), Eugen Lagsdin (Riga).

Die Lösungen und sonstigen Beiträge für die Schach- und Damepalte sind zu adressieren: Reval, Narvische Str. 26, W. 6, A. Burmeister.

Rätsellese.

Silbernrätsel. Von R. S.

Aus den Silben:

- ben — can — de — den — din — el — ep —
 — erck — en — fah — gar — gnei — he — in — le —
 — le — le — mann — mann — ma — nä — nar —
 — nau — nel — ni — nis — o — ob — pa — rai —
 — ri — rin — ro — sa — schlie — se — sel — soin —
 — tan — ten — ter — tier — tot — tra — tun —
 — ul — un — us — wa — wal — wo —

sind 21 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Bismarcks ergeben.

1. Altgermanische Gottheit.
2. Geograph. Begriff.
3. „Fluß“ in einer fremden Sprache.
4. Münze.
5. Stadt in England.
6. Schweizer Kanton.
7. Roman von Bernh. Kellermann.
8. Berühmter Archäologe.
9. Französisch-lothring. Schriftsteller.
10. Estland. Großindustrieller.
11. Farbe.
12. Weibl. Vorname.
13. Lettischer Schriftsteller.
14. Schlachtort im Altertum.
15. Asienreisender.
16. Berühmte Institution in Berlin.
17. Erdteil.
18. Russ. Zeitschrift.
19. Preuß. General.
20. Vater des Urag.
21. Russ. General im Krimkrieg.

Magische Figur.

1	2	3	4			
2						
3						
4						
				5	6	7
				5		
				6		
				7		

Bedeutung der Wörter:

1. Regentenhans in Schweden.
2. Heiliges Tier.
3. „Strömung“ in einer fremden Sprache.
4. Stadt des Altertums in Asien.
5. Frauengestalt aus der griechischen Sage.
6. Atem.
7. Benennung.

Geographisches Kettenrätsel von Erika von Hunnius.

Die letzte Silbe jedes Wortes bildet die Anfangsilbe des nächsten Wortes. Die letzte Silbe des letzten Wortes ist die erste Silbe des ersten Wortes. Die Wörter bedeuten:

1. Insel im Ägäischen Meer.
2. Hauptstadt von Rußland.
3. Land am Schwarzen Meer.
4. Tal in den schweizerischen Alpen.
5. Ort in Mittelafrica (Angola).
6. Stadt am Schwarzen Meer.
7. Wüste.
8. Stadt in Italien.
9. Stadt in Japan.
10. Berg in Afrika.
11. Vogelwarte.
12. Staat in Nord-Amerika.
13. Stadt in Braunschweig.
14. Ort in Frankreich.
15. Hauptstadt von Portugal.
16. Ort a. d. Arve.
17. Ort am Lago Maggiore.

Besuchskartenrätsel von Er. v. Ss.



Was ist der Herr?

Auflösung des Rätsels von A. v. d. Pahlen in Nr. 17. Schak.

Auflösung des Rätsels in Nr. 17. Reval — Eva.

Briefkasten.

E. v. G. Besten Dank! Ihre Skizze werden wie im Laufe des Herbstes bringen.

A. G. in Riga. Wir danken für den freundlichen Brief und werden Ihre Bitten gerne erfüllen.

Er. v. Ss. Jawohl, die Rätsel sind durchaus geeignet. Besten Dank!

Erich S. Obgleich wir sonst nicht sehr für schwermütige Gedanken sind, wollen wir Ihre Gedichte doch bringen, da sie uns in mancher Beziehung sehr charakteristisch scheinen. Wir erlauben uns auch die Hoffnung auszusprechen, daß Sie im Leben noch eine Antwort auf Ihr trostloses „Warum?“ finden.

Hans B. Wir danken für das Silbernrätsel, bitten aber dringend, bei kommenden Einsendungen stets nur einseitig beschriebene Blätter einzufenden und die Auflösung auf ein besonderes Blatt zu setzen.

R. S. Besten Dank! Nur müssen wir für „eurefa“ ein anderes Wort einsetzen, da Sie den spiritus asper nicht wiedergegeben haben. Hoffentlich haben Sie nichts gegen Europa!

A. v. P. Wir danken herzlich für die Rätsel.

Zeitschriftenchau.

Walt. Blätter Nr. 18. Zur Frage der Entschädigung reichsdeutscher Gutsbesitzer in Estland, von H. v. R. Weltkriese des Eigentumsbenutzungsrechts, von Prof. Dr. Iwan Jlin. Ferien in Kurland, von G. B. Aus der Heimat u. s. w.

Woche im Bild Nr. 21. Wie baue ich mir in wenigen Stunden ein sicheres Wasserfahrzeug? von E. Bahder. Die größte unterirdische Höhle Lettlands. Eisferjucht, von D. Verting. Kampf im Dunkeln, Roman von P. Wild (Fort.). Materialisierung der Seele oder Besetzung der Materie? von Siegf. Bergengruen. Ich gewöhne mir das Rauchen ab, von Birnbaum. Das neue Buch. Patrizia von E. S. Holt u. s. w.

Abonnements auf die „Herbstflammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Kaderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arcsburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Fellin: Buchhandlung King; in Hapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: Apotheke E. Walter (Burgstr. 20); in Pernau: E. Treusfeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Rehmann; in Weissenstein: R. Seidelberg; in Werro: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in Wesenberg: Frau Montewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.